

Historische Landschaft – Kunstlandschaft? Der Oberrhein im späten Mittelalter

Frühjahrstagung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte e.V.
Insel Reichenau, vom 30. März bis 2. April 2004

In die in besonderem Maße interdisziplinär angelegte Frühjahrstagung 2004 des Konstanzer Arbeitskreises zum Thema „Historische Landschaft – Kunstlandschaft? Der Oberrhein im späten Mittelalter“ führten mit *Peter Kurmann* (Freiburg i. Ü.) sowie *Thomas Zotz* (Freiburg i. Br.) die beiden Organisatoren und mithin Vertreter der kunsthistorischen wie historischen Disziplin ein.

Peter Kurmann wies zunächst darauf hin, daß die frühere stark gegensätzliche Auffassung von einem „Kunstwerk“ als entweder autonome Größe oder von ihrem Kontext bestimmte ‚bloße‘ Geschichtsquelle längst einer „mittleren Position“ gewichen sei. Doch gebe es in jüngeren Forschungsansätzen durchaus wieder eine Neigung, ja sogar die „Gefahr“, daß Kunsthistoriker erneut stärker die „autonome Größe“ eines im wesentlichen von seiner formalen Struktur bestimmten und von seinem historischen Kontext weitgehend unabhängigen Kunstwerks betonten. Schon dies zeige, wie nötig das intensive Gespräch zwischen Kunstgeschichte und Geschichte sei. Das gelte in besonderem Maße für das Problemfeld, das sich mit dem Begriff „Kunstlandschaft“ verbinde. So verrate noch die ansonsten durchaus differenzierte Studie Albert Knöpflis über den Bodenseeraum aus dem Jahr 1972 in ihrem Rekurrieren auf Vorstellungen etwa von „naturgegebenen Konstanten“ oder „bodenständigem Kunstwillen“ ein zu gering ausgeprägtes Bewußtsein von den Belastungen, die sich mit Begriff und Konzept der „Kunstlandschaft“ spätestens seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verbänden. Nach der Tagung, die er als „offenes Experiment“ verstanden wissen wolle, werde hoffentlich weniger unreflektiert von „Kunstlandschaft“ gesprochen werden.

Auch Thomas Zotz betonte, wie nützlich und notwendig ein transdisziplinäres Gespräch mit offenem Ausgang sei, wie es die Tagung sich zur Aufgabe gemacht habe. Neben „Kunstlandschaften“ habe es eben auch gleichzeitig „Städtelandschaften“ (P. Moraw), „Adelslandschaften“ etc. gegeben. Allein in solchem Wortgebrauch, aber auch bei jüngeren Versuchen, Landschaften als Kommunikationsgefüge zu beschreiben, leuchte die Bedeutung der Kategorie des Raumes für die Erfassung historischer Phänomene auf. Die Gründe dafür, den Untersuchungsraum „Oberrhein“ zu thematisieren, lägen in geschichtlich wie kunstgeschichtlich relevanten Grenzlagen zugleich, so unter anderem in Richtung Burgund, Lothringen, Frankreich und Eidgenossenschaft. Das Land links und rechts des Rheins zwischen Basel und Mainz (oder Bingen?), geographisch schon eher, als wirtschaftliches, kulturelles, kirchliches usw. Beziehungsgefüge kaum fest umrissen, die „vis maxima regni“ Ottos von Freising, sei dabei unter vielfältigen Aspekten in den Blick zu nehmen. Ob sich die Grundfrage nach der „Historischen Landschaft“ unter den aufgegebenen Fragestellungen beantworten lasse, müsse die Tagung erweisen.

Den angekündigten Abendvortrag von *Enrico Castelnuovo* (Pisa) unter der Fragestellung „Les Alpes au début du XVe siècle: une ‚Kunstlandschaft‘?“ verlas für den verhinderten Referenten Thomas Zotz. Auf den ersten Blick, so wurde ausgeführt, erscheine es absurd, einen so weitgespannten Raum wie die Alpen mit einer so unterschiedlichen Population, Sprache, Geschichte, Kultur und Zugehörigkeit zu politischen Systemen als einheitliche „alpine Kunstlandschaft“ zu betrachten. Aber wenn überhaupt, dann habe das 15. Jahrhundert eine solche geschaffen, wie die reiche Produktion erweise, die vor politischen und natürlichen Grenzen kei-

nen Halt machte. Die im Jahre 2002 in Trient/Trento vom Referenten organisierte Ausstellung unter dem Titel „Il Gotico nelle Alpi 1350-1450“ habe in einer Zusammenschau von Exponaten den alpinen Raum von Piémont über Savoyen nach Kärnten und bis nach Slowenien, von Aosta nach Chambéry, Innsbruck und Pettau dokumentiert. Anders als die Ansicht Fernand Braudels, die Gebirgslandschaften hätten keine große Geschichte und Kultur, halte er es mehr mit einem von dessen Schülern, J. F. Bergier, der die Durchlässigkeit der Alpen („la perméabilité des Alpes“) in kultureller und ökonomischer Hinsicht betonte, die ebenso beständig wie bewahrend auf die alpine Population eingewirkt habe. Auf diese Weise sei eine wechselseitige Befruchtung („cross-fertilization“), ein kultureller Zwitter („culture hybride“) entstanden, den man durchaus als alpine Kunstlandschaft ansprechen könne. Diese habe sogar die Fähigkeit besessen, in gewisser Weise als Schmelztiegel von Kunst und Künstlern zu dienen, und sei zum Ausgangspunkt einer langen Tradition geworden.

Heinz Krieg (Freiburg i. Br.) und *Brigitte Kurmann-Schwarz* (Zürich) sprachen zum Auftakt des zweiten Tagungstages in zwei kürzeren Referaten jeweils über die Geschichte des Begriffes „Historische Landschaft“ bzw. „Kunstlandschaft“.

Ausgehend von einer kurzen Wortuntersuchung, die die personenbezogene Bedeutung des mittelalterlichen Landschaftsbegriffes von einem eindeutig von der Geographie bestimmten heutigen Verständnis von Landschaft zu unterscheiden wußte, spürte Heinz Krieg zunächst der problematischen Geschichte des Begriffes der ‚historischen‘ Landschaft und damit verbundener Forschungskonzepte in der Geschichtswissenschaft, insbesondere der geschichtlichen Landeskunde seit dem späteren 19. Jahrhundert nach. Exemplarisch wies er auf die Schwierigkeiten hin, jenseits geographischer Festlegungen einen Oberrheinbegriff zu verwenden, der auf politisch-historische Gegebenheiten rekurriert, um abschließend gleichwohl eine Definition vorzuschlagen, die von einem metaphorischen Gebrauch des Landschaftsbegriffes auszugehen habe. So könne „historische Landschaft“ als ein „räumlich verdichtetes Kommunikationsgefüge einer bestimmten Phase der Vergangenheit“ verstanden werden. Mit Blick auf den Oberrhein habe dabei eine synchrone wie diachrone Betrachtung zu erweisen, ob dieses Kommunikationsgefüge genügend signifikante Verdichtungspunkte und Charakteristika aufweise, die eine Abhebung von benachbarten Räumen als „historische Landschaft“ sinnvoll erscheinen lasse.

Brigitte Kurmann-Schwarz führte aus, daß der Begriff der „Kunstlandschaft“ in der Kunstgeographie neben „Kunstraum“ und „Raumstil“ zur Bezeichnung des räumlichen Aspektes künstlerischer Phänomene verwendet wird. Als Forschungsrichtung um etwa 1910 ausgebildet, wurde er in der deutschen Kunstgeschichtsschreibung insbesondere seit den 1930er Jahren geläufig und orientierte sich stark an der herrschenden nationalistischen Ideologie, wenn er in den alten Stammesgebieten der unterschiedlichen Völker bzw. Rassen nach jenen konstanten Einheiten suchte, die mit dem postulierten landschaftsgebundenen Einfluß auf die Kunst zur Deckung gebracht werden konnten. Eine kritische Auseinandersetzung mit dieser Geschichte der Verwendung des Begriffes der „Kunstlandschaft“ habe nach 1945 lange gefehlt. Erst jüngst hole die anglo-amerikanische Forschung diese längst fällige Kritik nach und gebe es neue Bemühungen, das Phänomen der regionalen Kunst methodisch in den Griff zu bekommen, indem von den Kunstwerken selbst ausgegangen werde und nicht von einem im Nachhinein rekonstruierten Verbreitungsgebiet künstlerischer Formen.

In seinen Ausführungen über „Das Oberrheingebiet als Wirtschaftsregion in Spätmittelalter und Früher Neuzeit“ ging *Tom Scott* (St. Andrews) zunächst auf die problematische Quellen- wie unzulängliche Forschungslage ein. In einem vorweggenommenen Fazit widersprach er zugleich der Einschätzung, daß sich der Oberrhein als Region im Sinne einer Wirtschaftslandschaft gleichsam von selbst verstehe. Eine regionale Identität in dieser Hinsicht sei weder „essenzialistisch“, d. h. von „naturgegebenen und historisch-kulturell gewachsenen Merkmalen“, noch „funktional“, also aus faktischen Bedürfnissen und vorhandenen Verteilungsmustern von Bevölkerung und Ressourcen entstanden, zu erklären. Sie ergebe sich allenfalls aus dem Zusammenspiel dieser Komponenten, das allemal variabel bleibe und dessen Kartographierung sich innerhalb von flächenmäßig klar voneinander abgrenzenden Räumen nicht einfangen lasse.

An vier Punkten machte der Referent dies deutlich: Eine Untersuchung der Verkehrswege zu Wasser und zu Lande (1) relativiere das vorherrschende Bild vom Hoch- und Oberrhein als Haupthandelsstraße und lasse demgegenüber die Bedeutung etwa der Nordschweizer Nebenflüsse ebenso hervortreten wie die Existenz zahlreicher Handelswege auf dem Land, die in Ost-West-Richtung den Oberrhein und die Region überschritten; der Blick auf die Handelsbeziehungen (2), exemplarisch dargestellt am Unternehmensradius des Basler Kaufmanns Ulrich Meltinger im frühen 16. Jahrhundert, erlaube eine klare oder gar charakteristische Bestimmung und Gewichtung von Fern-, Regional- und Nahhandel kaum; bei der Analyse der oberrheinischen Messen (3) kompromittiere die Ausnahmestellung der Messe Zurzach Vorstellungen eines geschlossenen, benachbarten Systemen vergleichbaren Messenetztes geradezu fatal, weshalb sich der Oberrhein als Wirtschaftslandschaft in dieser Hinsicht einer komparativen Wertung und Einordnung entziehe; die demographische Entwicklung (4) schließlich erweise sich als ebenso unzulänglicher Gradmesser für die wirtschaftliche Vitalität des Oberrheinraumes. Dessen, von Bruno Koch mit Blick auf die Ein- und Auswanderung vorgenommene Typisierung als Austauschregion bedürfe, vor allem was den Kulturbereich betreffe, noch genauere empirischer Untersuchungen.

Sönke Lorenz (Tübingen) sah sich in seinem Vortrag unter dem gegenüber der Ankündigung leicht veränderten Titel „Kirchliche Strukturen im Oberrheingebiet von der Spätantike bis zum Mittelalter“ zuallererst vor die Aufgabe gestellt, in einem genetischen und systematischen Zugriff die Grundstrukturen kirchlicher Organisationsformen in diesem Raum sowie deren Entwicklungen zu beschreiben. Dazu ging er zunächst auf die spätantik-frühmittelalterlichen Substrate bzw. Anfänge einer von den linksrheinischen Bistümern Konstanz, Basel, Straßburg, Speyer, Worms und Mainz ausgehenden und sich vielfach über den Rhein ostwärts erstreckenden kirchlichen Durchdringung des Raumes ein, um dann durch die Jahrhunderte zu verfolgen, wo und in welcher Intensität die immer wieder neuen Ausformungen monastischer und klerikaler Lebensweise hier Fuß faßten. Von den frühesten Gründungen iröfränkischer Mönche des 7. Jahrhunderts und den zahlreicher werdenden Benediktinerklöstern, aber auch Kanonikerstiften im Zuge der funktionalen Trennung zwischen *ordo canonicus* und *ordo monasticus* seit dem frühen 9. Jahrhundert spannte sich der Bogen über die Zeugen der Kirchen- und Klosterreform des 11. Jahrhunderts, die Gründungen der Zisterzienser, Prämonstratenser und anderer Regularkanoniker des 12. Jahrhunderts bis zu den Ansiedlungen der Dominikaner, Franziskaner und Kartäuser seit der ersten Hälfte des 13. und den Paulinereremiten seit dem frühen 14. Jahrhundert. Dabei zeigten sich die Landschaften links und rechts des Oberrheins als an kirchlichen Institutionen außerordentlich reich gesegneter Raum, der sich nach Westen in die Vogesen wie nach Osten in den Schwarzwald als ausgesprochen durchlässig erwies und in dem trotz (oder wegen?) der schon früh zahlreichen Stiftungen über die Zeiten hinweg nahezu jede geistliche Erneuerungsbewegung ihren Platz finden konnte.

Mit seinem Referat über „Die gotische Baukunst am Oberrhein und das Problem der Kunstlandschaft“ nutzte *Marc C. Schurr* (Freiburg i. Ü.) die Tatsache, daß gerade der Oberrhein auf Grund seiner extremen Dichte und Qualität der künstlerischen Produktion in allen Gattungen immer wieder als Modellfall einer „Kunstlandschaft“ diene, ausdrücklich dazu, die Verwendung eines solchen Begriffs und Konzepts kritisch zu hinterfragen.

Dazu untersuchte er die Geschichte der gotischen Architektur am Oberrhein im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. Im Vordergrund stand zunächst ein Vergleich der Bauentwicklungen der Münster in Freiburg und Straßburg im frühen und mittleren 13. Jahrhundert, bei dem sich der Referent insbesondere auf neuere, computergestützte Untersuchungen der Pfeiler samt ihrer Dienste stützte. Während im Falle Freiburgs, aber auch zahlreicher anderer oberrheinischer Kirchenbauten, z. B. der Abteikirche in Weißenburg, so die These, vor allem vom Einfluß lothringischer Bauschulen (insbesondere Toul!) auszugehen sei, weise die Formensprache des Straßburger Langhauses seit ca. 1245 auf das Vorbild der Abteikirche von Saint-Denis bei Paris, vermittelt über die südliche Champagne. Andernorts im Oberrheingebiet, etwa bei der Rufacher Liebfrauenkirche, ließen sich wiederum zur selben Zeit burgundische, gegen Ende des Jahrhunderts hingegen wohl auch mitteldeutsche Einflüsse (Naumberger Bauhütte) nachweisen. Dieses heterogene Mosaik gotischer Formen-

sprache in der Architektur des Oberrheins sollte mit dem Baubeginn der Westfassade des Straßburger Münsters gegen Ende des 13. Jahrhunderts dem Eindruck einer in der Tat weitgehend homogenisierten „Architekturlandschaft“ weichen. Wohl vor allem angeregt von der beim Bau des Chors der Kathedrale von Clermont-Ferrand entwickelten Formensprache eines *deuxième rayonnant*, habe die Straßburger Münsterbauhütte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts einen dominierenden Einfluß ausgeübt, der allerdings nicht nur nahezu sämtliche Bauten am Oberrhein, sondern gleichermaßen den gesamten allemannischen Sprachraum einschließlich Schwabens und des Bodenseegebietes erfaßte und selbst über diesen Raum weit hinausreichte. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts veränderte sich das Bild jedoch erneut, als mit der Übernahme der Bauleitung am Prager Veitsdom durch Peter Parler in der Prager Baukunst ein neues Zentrum mit neuer Stil-sprache entstand, in dessen Bann sogar Straßburg geriet.

Aus diesem Befund zog Schurr den Schluß, nicht weiter nach Kunstlandschaften zu fragen, sondern viel mehr nach Zentren, wo auch die soziokulturellen Bedingtheiten der Entstehung künstlerischer Produktion historisch faßbar würden. Er plädierte dafür, Idee und Begriff der „Schule“ wiederzuentdecken, der auch erlaube, die historischen Gegebenheiten und Mentalitäten, Künstlerisch-Technisches und die Individualitäten von Künstlern und Auftraggebern sowie auch die mögliche Mobilität des oder der Künstler zu berücksichtigen. Die Vorstellung von einer Kunstlandschaft hingegen sei nichts a priori Vorhandenes, vielmehr durch Anwendung von in einem subjektiven Erkenntnisprozeß gewonnenen Kriterien Erzeugtes und insofern letztlich weltanschaulich gebunden, der Gefahr der Manipulierbarkeit ausgesetzt. Der Blick auf die Verwendung dieses Begriffs besonders in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert erweise Wort und Konzept als letztlich unselig.

Den dritten Tag leitete *Sigrid Schmitt* (Mainz) ein mit ihrem Vortrag über „Städtische Gesellschaft und zwischenstädtische Kommunikation am Oberrhein. Netzwerke und Institutionen“. Zu Anfang untersuchte sie für den Zeitraum der sog. Armagnakenkriege der Jahre 1439-1445, auf der Basis des überlieferten Briefverkehrs wie von Gesandtschaftsberichten und mit Blick auf die Prozesse politischer Entscheidungsfindung die Kommunikation zwischen der elsässischen Metropole Straßburg und anderen Städten bzw. Städtebünden des Oberrheingebietes, insbesondere Basel und Speyer, aber auch der elsässischen Dekapolis und dem schwäbischen Städtebund.

Die Auswertung der in Straßburg in diesen Jahren einer äußeren Bedrohung eingegangenen Missiven ließ zwar auf Grund des sehr stark rechtlich-formalisierten Charakters dieser offiziellen städtischen Schreiben nur relativ wenig Rückschlüsse auf Inhalte der Kommunikation zu. Gleichwohl traten die Strukturen, z. T. auch Entwicklungen eines zwischenstädtischen Kommunikationsgefüges am Oberrhein klarer zu Tage: zum einen die in der Tat zentrale, einem Knotenpunkt gleichkommende Stellung Straßburgs am Oberrhein, dem sich in Fragen etwa der Herstellung und Wahrung der Sicherheit kleinere Städte spürbar unterordneten, wobei Hagenu für die Städte des Unterelsaß und Colmar für die des Oberelsaß deutlich Mittlerfunktionen übernahmen. Ein intensiver Informationsaustausch mit wechselseitigem Angebot von und Bitte um Militärhilfe bezeugt zum andern besonders dichte Beziehungen auf der Basis von Gleichrangigkeit nach Speyer und Ulm, vor allem aber Basel. Diese Städte fungierten wiederum erkennbar als Mittler von Kommunikation in weitere Räume, so in das Mittelrheingebiet, nach Schwaben sowie zur Eidgenossenschaft. Speziell im Falle Basels dokumentiert die Tatsache, daß die an Straßburg gerichteten Missiven im Ton förmlicher und vorsichtiger, an Zahl geringer wurden, eine Störung der zuvor sehr engen Kommunikation zwischen beiden Städten nach dem Separatfrieden Basels und der Eidgenossen mit dem militärischen Gegner im Oktober 1444, die ihrerseits die mittelfristig zunehmende Hinwendung Basels zur Eidgenossenschaft vorwegnahm.

Ausgehend von einem Blick auf die personale Zusammensetzung der Straßburger Gesandtschaften, etwa auf dem Nürnberger Reichstag, ging die Referentin im zweiten Teil ihres Vortrages auf nicht institutionell gebundene Formen der Kommunikation ein sowie auf die Frage, inwiefern sich in diesen auch die Ordnung der städtischen Gesellschaft selbst spiegele. Familiäre, aus Migrationen oder Heiraten hervorgegangene Verbindungen verwoben, so wurde erkennbar, zunächst vor allem das Straßburger Patriziat mit dem Niederadel im regionalen Umfeld der Stadt, verbanden im 15. Jahrhundert indes deutlicher Straßburger Kaufleute und

Zunftmitglieder mit Familien anderer oberrheinischer Städte wie etwa Hagenau und Basel – in einzelnen Fällen auch weit darüber hinaus – zu personalen Netzwerken, auf die sich zwischenstädtische Kommunikation vor allem in Krisenzeiten, aber auch für die Bahnung wirtschaftlicher Beziehungen stützen konnte. Zur Illustration der Komplexität solcher Kommunikationsstränge, in denen sich die Ebenen des ‚Privaten‘ und des ‚Öffentlichen‘ auch im innerstädtischen Rahmen nahezu untrennbar verwoben, verwies die Referentin zuletzt auf die gerade in Straßburg besonders zahlreichen Frauenklöster bzw. -stifte. Die Konvente der einzelnen kirchlichen Institute bildeten mit ihren Beziehungen in den Hoch- bzw. Niederadel des Umlandes sowie in die städtischen Führungsschichten ihrerseits jeweils eigene Netzwerke aus, in denen sich persönliche und institutionelle Interessenlagen überschneiden.

Seine Ausführungen über „Existenzbedingungen und Funktionen religiöser Skulptur am mittelalterlichen Oberrhein“ wollte *Bruno Boerner* (Dresden) als Plädoyer dafür verstanden wissen, in die Diskussion um eine Kunstgeographie, insofern diese nach den Gründen für eine räumlich begrenzte Verbreitung typischer Produkte religiöser Bildkünste frage, die religiösen, vor allem die pastoralen Funktionen mittelalterlicher Kunstwerke mit einzubeziehen, in denen sich möglicherweise neue Tendenzen in der religiösen Praxis spiegelten. Dabei beschränkte er sich auf Beispiele der oberrheinischen Plastik.

Ein erster Schritt (1) galt der Untersuchung der romanischen sog. Petrus-und-Paulus-Portale des 12. Jahrhunderts am Oberrhein, z. B. der Kirchen in Sigolsheim und Andlau, vor allem aber der Galluspforte der Baseler Kathedrale. Hier trete neben Christus die Figur des Petrus mit den Himmelsschlüsseln deutlich hervor. In solchem Verweis auf die Binde- und Lösegewalt des Priestertums habe sich insbesondere der jeweilige Klerus im Zentrum städtischen Lebens in durchaus didaktischer Absicht in seiner priesterlich-seelsorgerlichen Kompetenz als entscheidende Vermittlungsinstanz zwischen Christus und den Menschen präsentiert. Ausgehend von den großen, um 1300 entstandenen Skulpturenprogrammen an den Portalen und Fassaden der Münster von Straßburg und Freiburg i. Br. wies Boerner zum andern (2) auf die Betonung der eschatologischen Dimension in Weltgerichtsdarstellungen, vor allem aber die intensiven, nachgerade emotionalen narrativen Inszenierungen der Passion Christi hin. Auch hier sei in didaktischer Absicht wohl darauf abgezielt worden, im Betrachter die Bereitschaft zu Reue und Bußfertigkeit zu evozieren bzw. zu steigern. Dies korrespondiere (3) nicht nur mit den um 1300 gleichfalls vermehrt zirkulierenden Buß-Handbüchern, etwa auch aus der Feder Freiburger Dominikaner, sondern nicht zuletzt mit einzelnen Holzfiguren – Geißelchristus, Kreuzigungsbilder, Schmerzensmann, Madonnenfiguren –, die fast zum selben Zeitpunkt in den benachbarten oberrheinischen Nonnenklöstern als Andachtsbilder auftauchten. Wenn in einer Reihe von Nonnenviten dieser Zeit des öfteren von solchen Bildwerken die Rede ist, vor denen die Nonnen ihre Gebete verrichteten und die zu imaginären Dialogen mit Christus und den Heiligen inspirierten sowie Mitleid und Zerknirschung evozierten, dann sei dies ebenfalls ein Indiz für deren didaktisch-seelsorgerliche Funktion im Sinne der Absicht, auf zukünftiges Handeln und Verhalten einzuwirken.

Auffällig, so abschließend der Referent, seien nicht nur solche Analogien zwischen der Passionsskulptur im öffentlichen Raum der Laienwelt und den Andachtsbildern zahlreicher Nonnenklöster des untersuchten Oberrheingebietes. Hinzu komme, daß dieser Raum eine gewisse Dichte an bestimmten Bildwerken oder Skulpturenensembles aufweise, die untereinander motivische oder gestalterische Analogien zeigten, die sich auch aus ihren zeitbedingten religiösen Funktionen verstehen ließen und damit auch ihre Verbreitung in einem begrenzten Kommunikationsraum wenigstens teilweise erklären könnten.

Statt des angekündigten Beitrags von *Georges Bischoff* (Strasbourg) „Les horizons culturels d'un lignage aristocratique, les sires de Morimont/Mörsberg, seigneurs de Belfort“ trug *Knut Schulz* (Berlin) zum Thema „Zünfte am Oberrhein – Selbstdarstellung und Ausstrahlung“ vor. Zur „Selbstdarstellung“ wurden als Beispiele vor allem Stiftungsfenster des Freiburger und Basler Münsters angeführt. Ab 1245, so der Referent, begannen sich in Freiburg die Zünfte als politische Kraft zu etablieren. Das Hl. Geist Spital wurde der Mittelpunkt der neuen Führungsschicht. Die Fenster des ab 1230/40 gotisch errichteten Langhauses wurden teilweise durch reich gewordene Familien gestiftet, so etwa von Anteilseignern der Grube zum Schauinsland, die

„Schmiedefenster“ z. B. von der Zunft der „Rösser“. Eine späte Blüte erlebte die Freiburger Glasmalerei gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Zwischen 1477 und 1481 läßt sich eine Werkstattgemeinschaft nachweisen, die über 1000 Scheiben für den süddeutschen Raum herstellte. In Basel zeigt der Merianstich eine deutliche Konzentration der Zunfthäuser im Stadtkern um den Marktplatz. Allen oberrheinischen Städten aber sei gemeinsam, daß die Zünfte mehr als zusammengefaßte politisch-gesellschaftliche Einheiten und weniger von handwerklichen Aspekten bestimmt erscheinen. Die „Ausstrahlung“ der zünftischen Tätigkeit ging weit über den oberrheinischen Raum hinaus. So fand ein Import von Handwerkern aus Brüssel, Mecheln, Lyon etc. statt und wurden andererseits Knaben zur Ausbildung in den französisch sprechenden Raum geschickt, um neben den dortigen Handelsgewohnheiten auch die Sprache zu erlernen. Die Karte der Baseler Schlossergesellen zeigt einen weiten Aktionsradius über 500 km hinaus, der signifikant für die Qualität und den Bekanntheitsgrad der Ausbildung erscheint. Insgesamt war die Landschaft am Oberrhein in besonders starkem Maße von Außenbeziehungen und Zuwanderung geprägt.

Wie *Philippe Lorentz* (Strasbourg) anschließend in seinem Beitrag „La géographie artistique du Rhin supérieur à l'échelle d'un foyer: attraction et rayonnement des peintres de Strasbourg au XVe siècle“ betonte, bildete der Rhein in seinem Untersuchungszeitraum eine Achse, die keinerlei Grenzcharakter besaß und ständig überschritten wurde. Allein die Städte (Basel, Colmar, Straßburg, Schlettstadt, Hagenau) erweisen sich als kreative Zentren, es gab keine dominierenden Höfe, vielmehr sei eine ausgeprägte „circulation des artistes“ festzustellen. Nach dem Allmendbuch von Straßburg arbeiteten im Jahre 1466 zehn Maler in der Stadt, und im Vergleich mit anderen Städten müsse man Straßburg im 15. Jahrhundert uneingeschränkt die Führungsrolle auf diesem Gebiet zuweisen. Für Maler, Bildhauer und Goldschmiede, so das Ergebnis, bestand ein ausgesprochen offenes Milieu. Der bedeutendste Immigrant war sicherlich der Holländer Nikolaus von Leyden, der 1464 in Straßburg das Bürgerrecht erwarb, bevor er nach Trier weiterzog. Zuwanderung erfolgte aber auch aus Österreich, Böhmen und Transsylvanien, während einheimische Künstler z. B. nach Lyon und Avignon gingen. Auch Einflüsse der sienesischen Malerei im Zeitraum zwischen 1350 und 1420/30 nach Straßburg hinein seien nachgewiesen. Alles in allem sei unter diesem Eindruck der Vielfalt und der Größe des Koordinatennetzes von Künsten und Künstlern der Begriff „Kunstlandschaft“ („géographie artistique“) abzulehnen.

Mit der morgendlichen Zusammenfassung und Akzentuierung der Ergebnisse durch *Hans-Joachim Schmidt* (Freiburg i. Ü.) sowie der sich anschließenden Schlußdiskussion ging die Tagung am vierten Tag zu Ende. Die Beiträge werden in der Reihe „Vorträge und Forschungen“ veröffentlicht werden.

Werner Bomm/Helmuth Kluger (Heidelberg)

Copyright

Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen
in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2004.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Aldringenstraße 11, 80639 München
Telefon: 089 – 13 47 29, Fax: 089 – 13 47 39
E-Mail: info@ahf-muenchen.de, Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:

AHF-Information. 2004, Nr.042

URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2004/042-04.pdf>